

Wolfgang Hegewald

FEGE  
FEUER  
NACH  
MITTAG

Mein Leben. Von ihm selbst erzählt  
Kolportageroman



Matthes & Seitz Berlin

## EINS

Nathan Niedlich, ein zur Rundlichkeit neigendes Kind, war fünf und schrieb an seinem ersten Roman.

Der junge Verfasser richtete sich seinen Schreibplatz am Couchtisch ein, in der Veranda. Wehe, einer störte ihn bei der Arbeit. Nur für die Dauer der Mahlzeiten unterbrach N.N. seine Niederschrift. Wenn jemand während der Dienstzeit das Wohnzimmer betrat, so durfte er sich dem Autor höchstens flüsternd nähern.

Etliche linierte Schulhefte, Bleistifte mit Radiergummis am oberen Ende, ein Spitzer aus blauer Plaste, ein Holzlineal, dreieckig im Profil, beide Schenkel mit einer Skala versehen, über der jeweils eine Nut entlanglief, die den Fingern Halt bot.

Während ihm eine Geschichte einfiel, die er aufschreiben wollte, weil sie ihn zu interessieren begann, erfand N.N. eine dem Kapitel angemessene Schrift. Manchmal füllten monotone Schlaufen Seite um Seite, linientreu. Plötzlich schossen vulkanische Ausbrüche in den Text, verwegene Ober- oder Unterschwünge und wilde Krakel. Dann wieder folgten akribisch gefertigte Arabesken und Passagen strikt privater Hieroglyphen, deren Rang sich in der Wahl eines Buntstiftes zeigte. Begeistert folgte N.N. den Zufällen der Schrift.

Hätte einer dem Jungen beim Schreiben zugeschaut, so mochte er ihm etwas blöde vorkommen, mit dem selbstvergessen offenstehenden Mund, dem idiotischen Eifer, den angestrengt zusammengekniffenen Augen. Daß er kurzsichtig war, erfuhr N.N. erst ein Jahr später. Die Brille, ein groteskes Kassengestell, das immerzu Druckstellen auf den Nasenflügeln oder hinter den Ohren verursachte, war Strafe und Belohnung in einem, denn sie quälte und linderte zugleich. Schärfer zu sehen, hatte eben seinen Preis.

Wenn der Vater am frühen Abend von der Arbeit kam, legte Nathan ihm seine Tagesproduktion vor und bat ihn, vorzulesen, was er geschrieben hatte.

Das kann man nicht lesen, meinte der Vater gutmütig, Aber es schaut schön aus.

Die Kränkung traf N.N. ins Mark seiner Seele, aber sie gab ihm keinen Grund, die Arbeit am Roman abzubrechen. Daß der Vater so begriffsstutzig war, fachte den Ehrgeiz des Jungen eher noch an.

Eines Tages erkundigte sich der Großvater, der seinen Enkeln gern wie exotische Blüten gepreßte Banderolen seiner Zigarren der Marke *Handelsgold* schenkte, wenn er sie besuchte, ob Nathan ihn einen Blick in seinen Roman werfen lasse.

Gern und mit einem gewissen Lampenfieber willigte der Gefragte ein.

Eine Weile blätterte der Großvater stumm in den vollgekritzelten Heften, dann fing er an, ein Kapitel laut und flüssig vorzulesen.

N.N. staunte nicht schlecht. Daran hatte er beim Schreiben nie gedacht, und trotzdem traf zu, was der Großvater in seinem Roman entdeckte.

## ZWEI

Wer am 26. März 1952, einem Mittwoch, in Dresden-Klotzsche geboren wurde, hinein in die Ostzone, dem fällt es schon bald nicht mehr leicht, die oft arglos gebrauchte Wendung zu benutzen, er sei zur Welt gekommen.

Die kleine Klinik mit der Entbindungsstation, einst die Villa eines Parfümfabrikanten, der im Ruin geendet ist, heute Psychiatrie in der Trägerschaft der Caritas, eine katholisch geführte Heilstätte, weltoffen und modern, für behandelbar Verstimmte und Verstörte, lag, nobel entrückt, in der Tiefe eines parkähnlichen Gartens, und der Kreißsaal befand sich im Hochparterre, mit seiner Milchglasfensterflucht der Straße zugewandt.

Siebzehn Stunden lang quälten und peinigten die Wehen die werdende Mutter, Gerda Niedlich, geb. Schreiber; mehrfach kündigte sie an, so haben es Ohrenzeugen aus den Reihen des gynäkologischen Personals überliefert, sie wolle aus dem Fenster springen. Aber vermutlich wäre weder sie noch er, der bald Nathan Getaufte, dabei ernsthaft zu Schaden gekommen.

Warum Nathan? Später spekulierte der auf diesen Namen Verpflichtete viel über die Motive seiner Eltern, ihn so zu nennen. Humanitätsparole; rhetorisches Winkelement, das den guten Geist der neuen Gesellschaft annoncierte; Credo einer mit einem vagen Schuldbewußtsein aufgeschäumten Sentimentalität, die sich für aufklärerisch hielt; *Ringlein, Ringlein, du mußt wandern ...*; ein starker Familienzweig in Kamenz. So etwa deutete N.N. die Gemengelage. Daß sich in seinem Namen ein Lob der Simulation oder ein Hinweis auf die zivilisierende Kraft des Zweifels ausdrücken sollten, mochte N.N. nicht vermuten. Wenn er die Eltern fragte, schwiegen sie vorwurfsvoll.

Gegen Abend, erinnerte er sich, begann es, ungewöhnlich für Ende März, zu schneien; dichter Schneefall schraffierte die Aussicht aus der Neugeborenenstation.

Von Zeit zu Zeit lachte, schrie oder plärrte er, wie man es von ei-

nem erwarten durfte, dem man gerade das Leben, mit dem ja keiner davonkam, geschenkt hatte. Bis ihn der Anblick der vorüberschwebenden Flocken wieder besänftigte.

## DREI

N.N. staunte, wie rasch man sich an das Dasein gewöhnte. Am Abend des 27. März feierte der Musicalfilm *Du sollst mein Glückstern sein*, in der Regie von Gene Kelly, seine Weltpremiere. Mit eigenen Ohren hörte Nathan Niedlich, wie eine Säuglingsschwester verzückt *Singin' in the rain* vor sich hin summt. Er wandte sein Gesicht, als er den Kopf ohne fremde Hilfe noch kaum bewegen konnte, mühsam zum Fenster. Es schneite, wie gestern. Die Schwester irrte sich. Doch er mochte ihr Glück nicht stören.

Nathan Niedlich schloß schon an seinem zweiten Lebenstag Bekanntschaft mit dem Terror, behauptete er später gern; aber wer sich auf die Auskünfte eines Erzählers verläßt, ist selber schuld.

Jemand, so N.N.s Version, berichtete halblaut, was er im Radio aufgeschnappt hatte: Es geschah am hellichten Tage. Ein Unbekannter hatte in München den beiden dreizehnjährigen Buben Bruno Bayersdorf und Werner Breitschopp ein Paket gegeben, das an Konrad Adenauer adressiert war, mit der Bitte, es zur Post zu bringen. Die beiden Jungen, aufgeweckte Münchner, schöpften Verdacht, weil ihnen der Fremde auch physiognomisch nicht ganz geheuer war, und lieferten das Paket bei der Polizei ab. Als Sprengmeister Karl Reichert die Postsendung zu untersuchen begann, explodierte ein darin verborgener Sprengsatz und brachte den leichtfertigen Spezialisten um. Bundeskanzler Adenauer lud die beiden Buben, längst als Helden gefeiert, nach Bonn ein und schenkte jedem eine goldene Uhr. Die Attentäter wurden nie ermittelt und gefaßt. Eine *Organisation jüdischer Partisanen* bekannte sich zu dem mißlungenen Anschlag.

Kurz darauf, am 4. April, verurteilten Pädagogen, mit denen er es später noch zu tun bekommen sollte, auf einer Konferenz in Ostberlin Schokoladen-Osterhasen und das Eiersuchen überhaupt als bürgerliche Unsitte. Aber er, Nathan Niedlich, war damals noch zu jung, um die Zusammenhänge wirklich zu begreifen.

## SECHZEHN

Ohne Zweifel, der Anruf von Albrecht Schneidewind hatte ihm geschmeichelt. Es waren unruhige, schwer abzuschätzende Zeiten, kurz nach dem Fall der Mauer. Schneidewind bot dem jungen – aus seiner, Schneidewinds Perspektive jungen – Kollegen an, ihn auf einer gutdotierten, von der Sparkassenstiftung ausgerichteten Lesereise durch Niedersachsen zu begleiten; und er ermahnte ihn im Tonfall eines Erziehungsberechtigten, sich für die gemeinsamen Auftritte ordentlich anzuziehen. Zuletzt, sagte ihm Schneidewind am Telefon, habe er ihn, N.N., in der Öffentlichkeit gesehen, als er ein derbes kariertes Baumwollhemd trug, wie ein kanadischer Holzfäller.

Vielleicht, so Schneidewind barsch, taue diese martialische Arbeitstracht ja für gewisse Anlässe; aber diesmal, bei den Sparkassenheinis, sei Dezenz angezeigt. Er überlasse ihm, so Schneidewind weiter, jeweils die ersten zwanzig Minuten eines Abends.

Ich bin die Vorgruppe im Singular, dachte N.N. bei sich und mußte lachen, wie es Popstars eben so halten, um bei ihrem Erscheinen die richtige Betriebstemperatur im Publikum vorzufinden.

Nach der Lesung in einem schmucken Kaff – Stadthagen; Weserrenaissance! – lernte Nathan Niedlich Johannes Mahler kennen, der schon bald sein Freund sein würde, wenn auch nur für eine kurze Frist.

Der Direktor der örtlichen Sparkasse lud die Künstler samt ihrer Begleitung anschließend in ein Steakhaus ein. Schneidewind raunte N.N. vergnügt zu, nun bedauere er fast, daß er ihm das Holzfällerhemd ausgeredet hätte. Im nächsten Moment stellte Schneidewind schwersten Mißmut zur Schau, zitierte den Kellner herbei und befahl ihm, sofort alle Musik im Gasthaus auszuschalten, dieses Salongedudel sei unerträglich; andernfalls verlasse er auf der Stelle das Lokal und kehre in sein auch nicht gerade empfehlenswertes Hotel zurück.

Dem Sparkassendirektor trat Schweiß auf die Oberlippe.

Der Kellner parierte.

Ohne daß es zudringlich oder verbissen wirkte, eher mochte man eine ebenso präzise wie charmant zu Werke gehende Beiläufigkeit in seinem Verhalten ausmachen, gelang es Johannes Mahler, an der Tafel den Platz rechts neben N.N. einzunehmen, als sei er für ihn reserviert.

Ein androgyner Typ, hochgewachsen, schlank, noch keine Dreißig. Ein offenes, großflächiges Gesicht; trotz der schmalen Lippen keine Spur von Verkniffenheit. Der Hautfarbe war ein Ton von hellen Oliven beigemischt, das lange tintenschwarze Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden.

Aus Mahlers Erscheinung spricht der Wunsch, eine Squaw werden zu wollen, ging es N.N. durch den Sinn, und der merkwürdige Gedanke verblüffte ihn.

Auf Schneidewinds strenge Nachfrage hin – der Meister hatte darauf getippt, der junge Mann sei professioneller Kleindarsteller oder Fernsehstatist – gab Mahler kurz Auskunft über sich.

Nein, sagte er und lächelte bescheiden, sein Leben sei viel weniger exotisch. Er studiere in Hannover Literaturwissenschaften, Soziologie und Philosophie; zumindest sei er noch eingeschrieben. In Wirklichkeit aber belege er seit zwei Semestern keine Seminare mehr, sondern gehe ausschließlich Professor Oskar Kluge zur Hand, dem berühmten Kulturanthropologen, als persönlicher Hilfsassistent, im privilegierten Status akademischer Leibeigenschaft.

Johannes Mahler war nicht allein zur Lesung nach Stadthagen gekommen, sondern in Begleitung einer Frau, die sich als Sigrid Matzenbacher vorstellte. Brünett, stattlich, aber nicht korpulent, mindestens fünfzehn Jahre älter als Mahler; man hätte sie für eine Sopranistin im heroischen Fach halten können, solange sie nicht ihre Marlborostimme erhob.

N.N. spürte Mahlers Seitenblicke, während er, N.N., routiniert einen Schwank vom Campus in Lüneburg zum Besten gab, einen Ausdruck von zarter Aufmerksamkeit.

Er war damals noch nicht fest angestellt, aber er hatte bereits einen Lehrauftrag am Religionswissenschaftlichen Seminar inne. Einmal traf er im Treppenhaus auf Professor Fenske; Sven-Eric für



seine Freunde, und das galt praktisch für die gesamte Belegschaft des Seminars. Der Experte für die Geschichte des Heiligen Stuhles trug seinen rechten Arm geschient und durch ein monströses Gestell fixiert; er fand in einem Dreieckstuch Halt, das um den Nacken geschlungen war. Einer Eingebung folgend, habe er, N.N., dem Verdutzten gratuliert, daß er sich in ehrloser Zeit nicht gescheut habe, einen Feind des Papsttums zum Duell zu fordern. Wer sei heutzutage schon noch satisfaktionsfähig. Es habe sich in Wirklichkeit bei Sven-Eric nur um einen banalen Skiunfall gehandelt, aber die Anekdote machte auf dem Campus rasch die Runde und habe ihm, N.N., ein bißchen Ruhm in Lüneburg eingetragen.

Er habe gerade die neue Bewegungsfreiheit ausgenutzt und sei in Leipzig gewesen, um die Schauplätze seines dritten Romans in Augenschein zu nehmen, wandte sich Johannes Mahler plötzlich halblaut an N.N., das Café *Corso*, die Tagesbar *Bodega* und das alte Haus in der Heinrichstraße, original Nachkriegszustand.

Es freue ihn, daß sein Buch auch zum Reiseführer taue, erwiderte N.N.

Johannes Mahler lachte.

Die Kunst der Heimat und die Krankheiten der Erinnerung, das Thema fasziniere ihn schon lange und habe ihn beizeiten zum passionierten Niedlich-, Pardon: Hegewald-Leser werden lassen.

Jemand – N.N. fand nie heraus, wer der Zwischenträger gewesen ist – mußte es Schneidewind zugerannt haben, denn er ließ auf einmal die Frau an Mahlers Seite, Sigrid Matzenbacher, die gutgelaunt eine Zigarette nach der anderen rauchte, nicht mehr aus den Augen.

Nach einer Weile richtete Schneidewind das Wort an sie, sachlich vor Verachtung: Sie sind also eine Verfllossene des kaschubischen Riesenzwerges?

Alle am Tisch Versammelten waren erleichtert, fast dankbar, daß der Sparkassenmann für sie zu kichern anfang, in kontrollierter Mit-tellage, maßvoll und stellvertretend.

Jetzt verstehe er besser, was man ihm vor der Lesung beizubringen versucht habe, sagte der Gastgeber und feixte noch ein bißchen weiter. Albrecht Schneidewind, habe es respektvoll raunend geheißten,

sei für seinen unberechenbaren Humor bekannt und gelegentlich deswegen gefürchtet.

Wortlos zündete sich Sigrid Matzenbacher eine weitere Zigarette an, nickte freundlich in die Runde, stand auf und schlenderte zur Garderobe, ohne sich noch einmal umzuschauen.

N.N. bewunderte ihre demonstrative Unbefangenheit, mochte sie Schein sein oder nicht; allerdings verschattete ein Anflug von Neid dieses Gefühl.

Nur einen Moment später folgte Johannes Mahler seiner Freundin nach. Beim Abschied fragte er ihn, ob er ihm schreiben dürfe, und das Altmodische dieses Betragens rührte Nathan Niedlich.

Für den Rest der kleinen Gesellschaft hatte Mahler einen flüchtigen Blick übrig, in dem sich Ironie und Enttäuschung mischten.

Bald schon trafen die ersten Briefe von Johannes Mahler bei Nathan Niedlich ein, Grüße von unterwegs oder auch umfangreiche Epistel; einmal zählte N.N. neun Blätter.

Mahler fuhr, beispielsweise, im Frühherbst das Elbtal mit dem Fahrrad ab, von Dresden nach Bad Schandau, und es gefiel ihm, Motive von Ludwig Richter in einem künstlichen Biedermeierjargon zu reportieren, nicht ohne einige gelehrte Anmerkungen über das Klischee, das dieser Kunstepoche und ihrem Stil hartnäckig anhaftete: die ästhetische Verklärung der repressiven Idylle. In Wahrheit, so Mahler, sei das Biedermeier eine Stilrevolution von oben gewesen, angezettelt am Hof zu Wien.

Ob das Theater in Meiningen oder Deutschlands erste Gartenstadt Hellerau mit Heinrich Tessenows Festspielhaus, zuletzt Teil einer russischen Garnison (Mahler schilderte die monströsen Graffiti im Treppenhaus, martialische Panzerschlachtgemälde aus dem Großen Vaterländischen Krieg, vom Kursker Bogen), ob Oderbruch oder Spreewald, ob Bauhaus Dessau oder die Sammlungen des Schweriner Schlosses, es mutete beinahe besessen an, wie sich Mahler eine Lektion nach der anderen in Sachen mitteldeutscher Landeskunde erteilte. Als habe er wirklich etwas vermisßt.

Andere Schreiben galten Nathan Niedlichs Romanen: gewandt präparierte Mahler Motivstränge des immer aufs Neue variierten

Freiheitsthemas heraus, die er als subtil und leichtfüßig apostrophierte.

Gegen eine Bestechung in solcher Währung war kein Autorenherz gefeit.

Außerdem waren in fast allen Briefen, die Mahler im Laufe der Zeit an Nathan Niedlich gerichtet hat, Andeutungen über Liebschaften und flüchtige Affären eingestreut, mitunter schwer zu deutende Arabesken des Erotischen.

Auch wenn er den Generalbaß des Altklugen nicht überhörte, las N.N. gern, was Mahler schrieb. Manchmal aber war ihm die Rasanz dieses Lebens, das ihm unentwegt von sich Mitteilung machte, ein wenig unheimlich. Doch das behielt Nathan Niedlich für sich.

Als er Mahlers Stimme erkannte, wußte Nathan Niedlich sofort, daß etwas passiert sein mußte. Nicht was er sagte – Mahler kündigte einsilbig seinen Besuch in Hamburg an –, sondern daß er es ihm am Telefon mitteilte, ließ N.N. Schlimmes befürchten. Ohne Not nähme Mahler nicht Abschied von seinem Medium, dem Brief.

Es mochte etwa vier Monate her sein, daß N.N. zum letzten Mal Post von Johannes Mahler erhalten hatte; eine Karte aus Bautzen, mit einer Ansicht des von Katholiken und Protestanten simultan genutzten Doms.

Bei seinem Anruf hatte er sich nicht so genau festgelegt, und dann stand er plötzlich vor der Tür, an einem Freitag im Advent.

Johannes Mahler war noch schmäler, als ihn N.N. in Erinnerung hatte. Die Haut spannte über den Wangenknochen. Statt des Indianschopfes trug er das Haar kurzgeschoren. Mahler streckte N.N. die Arme entgegen: beide Hände hatten je eine Flasche Rotwein am Hals gepackt.

Die wolle er mit ihm austrinken, sagte Mahler freundlich und bestimmt, und in seinen Augen glomm ein trauriger Spott auf, er bitte nur darum, diesen feinen Tropfen nicht nach guter Hamburger Unsitte als Glühwein angeboten zu bekommen. Er habe diesen Blaufränkischen übrigens eigens für ihn von einem Weingut aus dem Burgenland mitgebracht.

Ein trüber naßkalter Tag hing, bei Temperaturen knapp über Null,

seinem liebsten Zeitvertreib nach: möglichst viele Dinge in den Schmutz zu ziehen. Es roch nach Schnee, aber es schneite nicht.

N.N. dekantierte die erste Flasche, schob ein Baguettebrot zum Aufbacken in den Herd und stellte auf den Küchentisch, was er an Käse im Haus hatte, Appenzeller, Manchego, eine Ecke Morbier und einen Rest Paglietta, dazu grüne Oliven, mit Mandeln gefüllt.

Unterdessen hatte sich Johannes Mahler einen Stuhl ans Fenster gezogen und schaute hinab auf den Hof.

Endlich wähen Sie sich am Ziel, verehrte Leserin, in der Privatsphäre des Protagonisten angekommen?! Kaum in Nathan Niedlichs Dreizimmerwohnung in Barmbek-Süd eingetroffen und vermeintlich unbeobachtet, lassen Sie Ihre Blicke schweifen, auf der Suche nach Indizien für die Existenz einer Familie, dieser emotional verklebten Zeugungsgruppe, einer Frau wenigstens, oder eines Lovers. Einen klitzekleinen Hinweis auf sexuelle Präferenzen. Da muß Sie das Leben, in Gestalt dieser Zeilen, leider vorerst enttäuschen; aber diese Erfahrung ist Ihnen gewiß nicht fremd. Der Roman, so kann man nur hoffen, hält dicht. Jemand spielt in einem anderen Zimmer der Wohnung Cello, mehr hören wir im Augenblick nicht, so angestrengt wir auch lauschen mögen. Da hilft nichts anderes als weiterlesen; manchmal, sehr selten, halten es das Leben und ein Buch für angezeigt, Geduld zu belohnen.

In den Senken des unebenen, an manchen Stellen geradezu buckligen Hofes stand Regenwasser. Zur Linken eine Brandmauer, rechter Hand zwei Garagen, ein Schuppen und ein provisorisch überdachter Unterstand. Eine zum Skelett abgemagerte Hollywoodschaukel und ein lebensmüder Rollstuhl auf Felgen. Hinter einem Jägerzaun pirschten sich Pappeln an, linientreu. Zwischen den schlanken Silhouetten hindurch ging der Blick auf einen Kanal.

Es begann mit Abgeschlagenheit, Nachtschweiß und Fieberschüben, fing Johannes Mahler auf einmal zu erzählen an und wandte N.N. das Gesicht zu, bald folgten nur mäßig starke, aber chronische Schmerzen in der Gegend des linken Schlüsselbeines.

Dann hob Mahler sein Glas, trank einen Schluck und schaute N.N. nachdenklich an.

Als Nathan Niedlich still schwieg, redete Mahler weiter; es war unmöglich, zwischen Ernst und Parodie zu unterscheiden.

In der Nase zart unterlegte Brombeerfrucht, ein Hauch Gewürznelken und Beerenkonfit.

Er habe eine erste Chemo hinter sich, die Aussichten seien so lala, aber die Haare wüchsen wieder, wie man sehen könne. Irgendwann habe sich eine Zelle falsch geteilt; mehr sei dazu eigentlich nicht zu sagen.

Tiefes Rubingranat, ergänzte Mahler nüchtern und hielt sein Glas gegen das schwindende Tageslicht, Im langen Finale kommen feine Röstaromen zum Vorschein.

Dann erkundigte sich Johannes Mahler bei N.N., woran er gerade arbeite, als Autor, nicht als Hochschullehrer, und Nathan Niedlich gab Auskunft, ganz gegen seine Gewohnheit. Ihn beschäftige die Geschichte eines Opernhausbrandstifters. Ein gebranntes Kind aus der ostdeutschen Provinz, dessen Karriere als Mauertraumtänzer an einem Abend im Oktober Neunzehnhundertsiebenundachtzig kulminiert sei. Fluchtversuch; Knast; Freikauf; im Westen unfähig, sich verständlich zu machen; abermals unerlaubte Grenzverletzung, ostwärts, nach Hause, zurück in den Knast; Abschiebung. Ein gutmütiger Paria, der, seiner verkümmerten Weltorgane wegen, zum hochfahrenden Schwarmgeist neigte. Seit einer Weile obdachlos, stieg dieser Junge in ein Gebäude ein, das er, so erklärte er vor Gericht, für den Sitz einer Versicherung oder einer Krankenkasse gehalten hatte, und keinesfalls für ein Opernhaus. Sein Motiv war Hunger. Als er auf einen leeren Kühlschrank stieß, zündete er aus Frust ein paar zufällig herumliegende Lumpen an. Der Rest ist Musikgeschichte. *Così fan tutte* (die letzte Vorstellung) oder *Eine kleine Feuermusik*.

Ein Lebenslauf von makelloser Absurdität, spätestens seit dem Fall der Mauer, fügte N.N. nach einer kurzen Pause hinzu.

Er habe keineswegs alle seine Reisepläne begraben, wechselte Mahler abrupt das Thema, im Frühjahr wolle er unbedingt nach Quedlinburg fahren.

Silvester werde er übrigens in einem Haus auf Rügen feiern. Es gehöre Freunden von Sigrid, und sie seien dorthin eingeladen.

Sigrid Matzenbacher, wiederholte N.N. vorsichtig.

Ja, sagte Mahler und schnitt eine Grimasse, die Verfllossene des kaschubischen Riesenzwerges. Ihren Beziehungen – einer Erbschaft ihrer Ehe – verdanke er immerhin, daß ihn heute eine Koryphäe auf dem Gebiet der lymphatischen Tumorerkrankungen in Göttingen behandle.

Mahlers Stimme stockte, doch dann redete er unaufgefordert weiter.

Er sei Sigrid im Haus von Oskar Kluge begegnet, einer wahren Karawanserei durchreisender Berühmtheiten, und wer passiere nicht immerzu Hannover. Ihre Erscheinung habe ihn sogleich angerührt: sie sei mit einer Glasur abgedankter Prominenz überzogen und versiegelt gewesen. Das Selbstverständliche von Sigrids Anwesenheit, nach der Scheidung, sei unter den Gästen in Kluges liberalem Salon bei jeder Gelegenheit so sehr betont worden, daß es sich als das vollends Überflüssige zeigte.

Er sei sich nicht sicher, ob es angemessen sei, so Mahler weiter, von Sigrid und sich selbst als einem Paar im konventionellen Sinne zu sprechen. Aber sie seien sich sehr nahe und auf eine intime Weise verbündet, und daran werde sich zeitlebens nichts ändern.

Zeitlebens, dachte N.N., was für ein beruhigendes, was für ein verstörendes Adverb.

Vier Monate später besuchte Nathan Niedlich den im Sterben Liegenden im Universitätsklinikum Göttingen, um sich zu verabschieden.

Es hatte noch einmal geschneit, Mitte März. Das Klinikum lag außerhalb der Stadt, in einem schütterten Wald, in sanfte Hügel eingebettet.

Schneelachen musterten den Boden unter den Bäumen.

N.N. fand einen einunddreißigjährigen Greis vor: mit Totenschädel, zum Skelett abgemagert. Im Handrücken von Mahlers Rechter steckte, wie der Stachel eines Insekts, das nicht mehr locker ließ, eine Infusionsnadel.

Die Venen seiner Unterarme weigerten sich, noch länger mitzuarbeiten, erklärte Johannes Mahler sachlich.

Dann erhob er sich von seinem Bett, aus eigenen Kräften, niemand durfte ihm dabei behilflich sein. In der Vertikalen, ein wenig schwankend vor Schwäche, sah Mahler den Besucher einen Moment lang prüfend an. Bevor er ihn umarmte, riß er sich den Mundschutz vom Gesicht und schleuderte ihn zu Boden.

Unter Abergläubischen sei es verpönt, vor der Zeit zu gratulieren, flüsterte Mahler, doch heute schere er sich nicht darum.

Erst nach ein paar Sekunden kapierte Nathan Niedlich, daß Mahler auf seinen, des Besuchers, nahe bevorstehenden Geburtstag anspielte.

Auf der Rückfahrt nach Hamburg hatte N.N. mit seinem alten Passat eine Panne. Alles verlief glimpflich. Von einer Notrufsäule aus, hinter Seesen, verständigte er den ADAC. Der Keilriemen war gerissen.

Johannes Mahler stammte aus einem Dorf in Dithmarschen; dort wurde er zu Grabe getragen.

Nathan Niedlich versäumte es, zur Beerdigung zu fahren. Darüber machte er sich noch lange Vorwürfe.

## NEUNZEHN

An Spitznamen hat es mir nie gemangelt, dachte N.N. gleichmütig.

Unterwegs zum Seminar ist ihm heute ein neuer zu Ohren gekommen und hat ihn zum Grinsen gebracht, nach ein paar Sekunden, in denen er perplex gewesen ist.

Achtung, Plotin im Anmarsch, rief Hans-Harald Rettig hinter nachlässig vorgehaltener Hand in Richtung des Seminarraums 212. Der schweißüberströmte Hüne, drittes Semester, hantierte im Flur an seinem Faltfahrrad, und er konnte nur ihn, N.N., meinen.

Im ersten Stock des alten Seminartrakts gelegen, war 212 ein Ort, an dem er lieber als anderswo unterrichtete: wegen des weitläufigen Balkons, mit dem er verbunden war. Eine schmale Glastür führte ins Freie. Der Boden des Balkons war moderat verwahrlost. Es grünte in den Fugen zwischen den quadratischen Betonplatten, und hier und da blühte Löwenzahn oder anderer Schwachsinn. In einer Bionadeflasche sammelten sich Zigarettenskippen. Niemand, auch der Hausmeister nicht, machte sich die Mühe, einen von Wind und Wetter geschliffenen und gebleichten Holzhocker – er erinnerte inzwischen an einen alten Knochen – noch einmal in den Seminarraum zurückzuholen: ein Denkmal des anonymen akademischen Aussteigers. Daß sich nur sehr selten jemand auf diesen Hocker setzte, bestärkte N.N. in seiner Vermutung, das derangiierte Stück habe mit der Zeit die Aura und die Autorität eines Artefakts gewonnen.

Zwei Bäume, eine Linde und eine Kastanie, beschirmten mit ihren Kronen den Luftraum über dem Balkon; einige Äste näherten sich respektvoll und neugierig der Brüstung. Im Herbst warfen sie Laub auf die Fliesen, lauter lose Blätter, die keiner lesen mochte.

Einmal war, während einer Sitzung des Oberseminars *Apokalyptische Konzepte in den monotheistischen Religionen* ein Eichhörnchen durch die angelehnte Balkontür in den Seminarraum gehuscht und hatte die Kursteilnehmer mit seinen anmutigen Sätzen unterhalten;



bald aber schlug sein Verhalten in blanke Panik um. Sie unterbrachen das Gespräch und improvisierten eine Treibjagd, um den verstörten Nager wieder nach draußen zu bugsieren.

Durch eine Dünung aus verstohlenem Kichern watete er zu seinem Platz an der Stirnseite des Raumes. Daß ihm, wie alle Seminarteilnehmer wußten, Hans-Harald Rettigs halbironischer Warnruf nicht verborgen geblieben war, zeigte sich nun in der Gestalt dieser albernen Erregung, die langsam verflog.

Plotin lebte und wirkte im dritten Jahrhundert als Ägypter in Rom, trompetete Philine Draeger fröhlich, eine untersetzte Pünkerin mit Wangengrübchen und einer steifen, steil aufgerichteten grünen Haartolle – wie ein Kiel, damit die Gedanken Kurs hielten, dachte er –, Und Sie, Herr Niedlich, haben schließlich ebenfalls einen innerdeutschen Migrationshintergrund. Alle lachten, er auch.

Plotin soll, nach der übereinstimmenden Auskunft vieler Zeitzeugen, ein demütiger, sanfter, reiner und ganz der Suche nach dem Göttlichen hingeebener Mensch gewesen sein, sagte Nele Cerny, die im Seminar häufig gähnte; er bewunderte heimlich, wie sie die Nuancen ihrer Müdigkeit mimisch auszudrücken vermochte, ihr stand eine chromatische Skala zu Gebote.

Plotin genoß in Rom, wo er eine Schule gegründet hat und bis zu seinem Tod im Jahre 270 leitete, die Gunst des Kaisers Gallienus und seiner Gemahlin und bei der Bevölkerung eine fast abergläubische Verehrung, zwitscherte Constanze von Griesinger; sie, die Referentin, hatte sich vor Jahresfrist bei den Religionswissenschaften eingeklagt und ihren Studienplatz vor Gericht erstritten.

Es reicht, warf N.N. ein und schaute in seiner Liste nach, wer heute mit einem Referat an der Reihe sei.

Moritz Orou, *Sozialökonomie und Heilsökonomie bei Karl Marx*.

Der Aufgerufene hielt nichts von Eile und Hast. Er biß noch einmal in sein mit Käse und Salami belegtes und einem blaßgrünen Salatblatt garniertes Baguettebrötchen und kaute bedächtig, bevor er zu sprechen anfieng. Ein muskulöser Bursche in einem beigen Sweatshirt, gemustert mit safranfarbenen Rauten. Die Mundpartie verriet etwas von der elegischen Empfindsamkeit eines Harlekins,

ein wenig ins Weinerliche spielend. Das kurzgeschnittene borstige Haar und die Brauen in einem Ingwerton.

Während Moritz Orou vorrug, was er zum Thema herausgefunden hatte, vagabundierte N.N.s Blick durch das Seminar.

Einer viertelte mit seinem Taschenmesser einen Apfel und begann die Teile pedantisch zu schälen.

Lisa Mathilde Schott, von quecksilbrigem Temperament, vorlaut und altklug, spendierte ihren Nachbarinnen Studentenfutter. Knisternd machte die Packung die Runde.

Marx habe zum Kampf gegen jene Welt aufgerufen, deren geistiges Aroma die Religion ist, trug der Referent in einem Tonfall vor, als sei er zufällig in seiner Tasche auf einen alten Einkaufszettel gestoßen und staune, was er einst besorgen sollte. *Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist ...* Nun weise Marx, so Moritz Orou, dem Proletariat die Rolle und den Rang der messianischen Gemeinde zu, wie es uns aus der Apokalyptik geläufig sei. Er, der Referent, verkneife sich an dieser Stelle Anmerkungen über die Ware, nach Marx eine Universalkategorie mit religiösen Konnotationen, *ein sehr vertracktes Ding, voll metaphysischer Spitzfindigkeiten und theologischer Mucken*, denn das sei ein eigenes Referatsthema. Sozialökonomie werde, kurz gesagt, bei Karl Marx zur Heilsökonomie in ihrer wahren Gestalt. Zusammenfassend zitiere er noch ein letztes Mal: *Die Kritik des Himmels verwandelt sich damit in die Kritik der Erde, die Kritik der Religion in die Kritik des Rechts, die Kritik der Theologie in die Kritik der Politik.*

Habt ihr Fragen, erkundigte sich Moritz Orou barsch und schlug seine Zähne abermals in das angebissene Baguettebrötchen.

Ein schwächlicher Student, dessen Namen N.N. nicht kannte, atmete auf und begann, eine bereits geschälte Banane auf einem Pappeller mit einer Plastikgabel zu zermanschen, um den Brei dann mit etwas Joghurtartigem zu verrühren.

Während niemand etwas fragte, belehrte N.N. ein absichtslos schweifender Blick, daß in der Mensa, die im Souterrain residierte, heute ein gratinierter Nudelaufbau auf dem Speiseplan stand; er

zählte fünf Portionen im Raum, die sich allerdings darin unterschieden, wie weit sie schon verzehrt worden waren. Wer aß, bemühte sich, diskret und geräuscharm mit seinem Besteck zu hantieren. Das mußte er den Hungrigen zugute halten.

Das Kollern in seinem Leib überraschte N.N. selbst. Dann machte es sich in einem Lachanfall Luft, gegen den er nichts ausrichten konnte. Erschrocken schauten ihn die Seminarteilnehmer an, und einige vergaßen zu kauen.

Das war es!

N.N. hatte einmal, in einer launigen Fußnote am Rande einer Vorlesung, erwähnt, daß Plotin seinen Schülern empfohlen hatte, eine Zeitlang zu fasten, bevor sie sich ihm näherten.

## ZWANZIG

In den frühen siebziger Jahren studierte N.N. in Karl-Marx-Stadt Technische Kybernetik. (Die Religionswissenschaft holte er später in Westberlin nach, wegen Jacob Taubes.) Der unerforschliche Ratschluß der staatlichen Studienplatzlenkung – so hieß das damals wirklich – hatte ihn in die akademische Provinz verschlagen, und er willigte rasch in diesen existentiellen Lotteribescheid ein, denn er interessierte sich für fast alles, was in der Welt der Fall war, und so ein Studienplatz taugte zum Alibi und als Versteck seines Schreibens. Weil sein Abiturzeugnis ihm einen gewissen weltanschaulichen Wankelmut bescheinigte, schloß die sozialistische Vorsehung ein Medizinstudium, für das er sich beworben hatte, aus. Er haderte deswegen nicht lange. Nur was er gar nicht wollte, wußte er genau: unter den herrschenden Umständen Literaturwissenschaft zu studieren. Die Vorstellung, Ohrenzeuge zu werden, wie Vollzugsbeamte einer poststalinistischen Vulgärhermeneutik Texte, die er liebte, in Hörsälen und Seminarräumen mit ihren schartigen Instrumenten malträtierten, ertrug er nicht. Der Deutschunterricht in der Erweiterten Oberschule *Romain Rolland* war ihm eine heilsame Lehre gewesen.

An einem Abend im Frühherbst Zweiundsiebzig begegnete N.N. in der Karl-Marx-Städter Speisegaststätte *Plowdiw*, bulgarische Spezialitäten, einem etwa dreißigjährigen, vierschrötigen und wildbärtigen Mann namens Jens Kurz, und sie wurden bald Freunde.

Vom Nachbartisch aus hatte der Fremde – Jens Kurz wartete auf sein Essen, Hackbällchen mit Letscho – ihn, N.N., angestarrt, mit einem Blick, der furchtsameren Naturen leicht als stechend vorkommen mochte, und sich dann plötzlich vorgebeugt und ihm lauernd zugerufen: *Es onkelt in den Schachtelhalmen!*

Weil N.N. sofort nickte, als sei dieser Imperativ ein lange erwartetes Losungswort, setzte sich Jens Kurz, dessen sächsisches Organ zu seinen anatomischen Merkmalen zählte und nur durch eine Amputation zu entfernen gewesen wäre, zu N.N. an den Tisch.

Es handelte sich, so fand N.N. bald heraus, um eine merkwürdige Angewohnheit: wenn Jens Kurz jemanden traf, der ihn interessierte, begrüßte er ihn gern mit einem Satz, an dem sein, Jens', Herz gerade hing, ohne sich um die Zusammenhänge zu scheren. Nach einer Weile kannte N.N. das Repertoire der Vorsätze, mit denen Jens Kurz andere verblüffte. *Nicht jeder ist auf der Welt, der geboren wurde*, beispielsweise. Das krächte Jens Kurz N.N. fröhlich entgegen, bei einem Wiedersehen in Lüneburg, nach dem Fall der Mauer. N.N. stutzte damals, denn das Bonmot kam ihm bekannt vor.

Er sei ein Seemann aus dem Erzgebirge und derzeit auf Heimaturlaub, sagte Jens Kurz, prustete kokett und hielt N.N. seine Pranke hin. Bulgarien und das Schwarze Meer seien ihm eigentlich zu läppisch, aber irgendetwas müsse der Mensch schließlich essen. So sei er im *Plowdiw* gestrandet.

Es war beinahe noch Nachmittag, gegen halb sechs, und es herrschte Flaute in der Speisegaststätte. Trotzdem schoß, kaum daß Jens Kurz zu N.N. an den Tisch hinübergewechselt war, ein bulliger Kellner mit hochrotem Kopf aus dem Durchgang zur Küche auf die beiden zu, den Wanst wie eine Waffe auf sie gerichtet, und fuhr sie an: Ob sie denn nicht lesen könnten und glaubten, das Schild neben dem Eingang der Gaststätte mit der Aufschrift *Bitte warten Sie. Sie werden plaziert*, sei nur zum Spaß da aufgehängt?!

Während der glutköpfige Kellner die Wirkung seiner Worte beobachtete, kratzte er sich bedächtig an dem von einer schütterten bierschaumfarbenen Tolle bedeckten Hinterkopf, und bald lösten sich die ersten kontinentalförmigen Schuppen von der Kopfhaut und torkelten sanft auf Kragen und Schultern hinab.

Ehe N.N. etwas tun oder sagen konnte, hatte Jens Kurz dem professionell Aufgebrachten ein Päckchen *Rothhändle* ohne Filter zusteckt, und der Kellner knurrte unwirsch und verschwand.

Bald erfuhr N.N., daß Jens Kurz von Beruf Meeresbiologe sei und das Glück und das oft anstrengende Vergnügen habe, bei der Fischfangflotte – einem Unternehmen, das nach proletarischer Landessitte im Besitz des Volkes war – beschäftigt zu sein. Vor zwei Tagen erst sei er von einem Fischzug durch Südpolargefilde zurück-

gekehrt. Eine Flotte, der Trawler aus Polen, der Sowjetunion und der DDR angehörten, sei dort unterwegs gewesen, mit Erfolg. Ihre Hauptbeute sei der wohlschmeckende Bändereisfisch.

N.N. hatte von dieser Spezies noch nie zuvor gehört, aber das behielt er für sich.

Ob er von dem neuen Schach-Champion auch so begeistert sei?

Sprunghaft war noch ein Euphemismus, was die Art und Weise betraf, in der Jens Kurz das Gespräch über den Parcours aus steilen Ansichtssachen und Gedankengräben jagte.

Er selbst sei am zehnten März geboren, nur leider nicht in Chicago, sondern in Schneeberg, und damit genau einen Tag jünger als der Weltmeister Bobby Fischer. Unglaublich, wie der den Russen, Boris Spasski, vom Brett gefegt habe. Er, Jens Kurz, sei ein Anhänger des reinen Nervenkrieges; nicht auszudenken, wenn der Russe in diesem Spiel die Oberhand behalten hätte.

N.N. schüttelte verwirrt den Kopf. Mehr fiel ihm im Moment nicht ein. Aus Verlegenheit orderte er für Jens Kurz und sich selbst ein weiteres Bier. Der grobe Kellner, den Jens Kurz mit den Filterlosen aus dem Westen mundtot gemacht hatte, schwieg nun zwar still, stellte aber bei allem, was er tat, eine gewisse Ruppigkeit zur Schau. Wenn man ihn dabei beobachtete, wie er schlecht gefüllte Gläser, mit jeweils längst zusammengefallener Blume – an der Oberfläche schimmerte das Bier violett – vor seinen Gästen derb auf den Tisch fallen ließ, so mochte man leicht glauben, es handle sich um einen gelangweilten Statisten, der heute als Kellner chargieren mußte.

Das unberechenbare Gespräch suchte sich sein Gefälle, um nicht ins Stocken zu geraten, und es bildete dabei ein Delta aus Haupt- und Nebenläufen, Stromschnellen, Kaskaden und Turbulenzen; selten nur floß es ruhig dahin.

Beiläufig berichtete Jens Kurz von einem Landgang in Ushuaia, einem Kaff auf Feuerland, zu Argentinien gehörend. Dem Augenschein nach eher eine freundlich bewirtschaftete Strafkolonie als ein Vorposten der freien Welt. Wer Parchim oder Neubrandenburg kenne, fühle sich dort nicht fremd. Immer wenn er das Schiff verlassen habe, so Jens Kurz, um sich an Land ein wenig die Beine zu vertreten,

hatten sich zwei schweigsame Gesellen an seine Fersen geheftet, eine stumme Doppelstreife, die ihn nie aus den Augen ließ. Auch an Bord hätten sich die beiden ungeselligen Passagiere stets abseits gehalten, und unter der Besatzung sei heftig spekuliert worden, was für eine Bewandnis es mit den Einsilbigen wohl haben mochte; Seemannsgarn eben, oder, mit einem treffenden Kunstwort: DEDERON (eingetragenes Warenzeichen für in der DDR hergestellte Chemiefasernstoffe auf der Basis von Polyamid in Form von Faser, Seide, Cord, Draht, Borsten sowie Erzeugnisse aus od. unter Verw. von D. Letztere haben den Vorzug großer Chemikalien-, Scheuer-, Biege-, Reiß-, und Mottenfestigkeit. *Meyers Taschenlexikon A-Z, Leipzig 1964*).

Eine Passage auf dem Beaglekanal, in der Gesellschaft der Mottenfesten! Verzückt und längst nicht mehr nüchtern lauschte N.N. den Erzählungen seines Tischgenossen. Legenden aus Kunststoff! Orale Weltliteratur! Daß der Boden des *Plowdiw* mit der Zeit zu schwanken anfing, schien zu beglaubigen, was ein Seemann ausplauderte; ein narrativer Wellengang griff auf sie über. Und der grobschlächti-ge Kellner, dem sie inzwischen etliche Schnäpse spendiert hatten, schien Gefallen daran zu finden, daß ihn die beiden angetrunkenen Gäste *Pinguin!* nannten und es nicht schmeichelhaft oder gar gut mit ihm meinten. Noch zwei Halbe, *du ranziger Pinguin*.

Bald schon, nach dem Abend im *Plowdiw*, werden Freunde N.N., der sich mit seiner neuen Bekanntschaft brüstete, vor Jens Kurz gewarnt haben. Eine obskure Person! Niemand wisse, wohin er für Monate verschwinde. Meeresbiologe! Er hat sich als Meeresbiologe ausgegeben? Daß wir nicht lachen! Falls es überhaupt zutrifft, daß er die Weltmeere bereist, so haben wir schon eine Idee, in wessen Auftrag er an Bord geht, zirpten die Freunde, die nur das beste für N.N. wollten, fürsorglich konspirativ.

Er habe, wird Jens Kurz N.N. achtzehn Jahre nach ihrer Begegnung im *Plowdiw* berichtet haben, bei einem Stintessen in Lüneburg, zu dem N.N. den Kumpel aus Karl-Marx-Städter Tagen eingeladen hat, er habe in einem Demonstrationszug während der friedlichen Revolution im Herbst Neunundachtzig, in einem Meer von *Keine Gewalt!* plötzlich ein Transparent entdeckt, auf dem, in

einer Melange aus niedlicher Originalitätssucht und dem latenten Begehren nach Lynchjustiz, geschrieben stand: *Faßt Euch Kurz!* Das hätte ohne Zweifel ihm gegolten, und niemand anderes, er könne es beschwören, als die beiden, die ihn damals in Ushuaia auf Schritt und Tritt begleitet hatten, seien die Träger jenes Spruchbandes gewesen, schwarze Versalien auf grünem Grund!

Jens Kurz, Meeresbiologe im Dienst einer Fischfangflotte, die mit dem Staat, dem sie gehörte, unterging, war es, aus dessen Mund N.N. zum ersten Mal von einer Eskapade der Evolution hörte, die ihn zu faszinieren nicht nachließ.

Sie sind Ureinwohner der Südpolaresee, mögen es eisig kalt, ihr Stoffwechsel arbeitet auf Sparflamme, nur das große Herz schlägt mit außerordentlicher Wucht; im Vergleich zu anderen Fischen pumpt es sechs- bis fünfzehnmal so viel besonders dünnflüssiges Blut pro Zeiteinheit durch Gefäße von einem großen Durchmesser. Einer Laune der Natur wegen enthält ihr Blut keinen roten Farbstoff, kein Hämoglobin. Durchsichtig schimmert und zirkuliert es im kühlen Fischleib, und die gut durchbluteten Kiemen leuchten cremig-hell: Weißblutfische! Kaltblütige Exoten mit einem monströsen Herzen, chronisch vom Aussterben bedroht; die Stoiker unter den Überlebenskünstlern der antarktischen Fauna, mit einer sehr geringen Neigung, sich fortzupflanzen. Genetischer Selbstaussdruck eines gewissen Schöpfungszweifels! In tropischen Gefilden wären sie verloren; dort heimische Arten brauchen zum Existieren sechsmal so viel Sauerstoff wie Fische aus polaren Gewässern.

Damals wählte sich N.N., dessen Gedankenstoffwechsel, nicht frei von Sentimentalität, mit einer Prise Größenwahn fermentiert war, den Weißblutfisch zum Wappentier. Das war es, was er wollte: ein Schreiben, das aus der Kälte kam, mit weißem Herzblut, einer natürlichen Geheimtinte, auf weißem Papier, von brennender Unsichtbarkeit.

Die deutsche Zone, in der N.N. sein Dasein zu fristen nicht gewählt hatte, zählte er zu den Traurigen Tropen: ein synthetischer Dschungel aus schamlosem Planwirtschaftsdickicht und lianenhafter Promiskuität, immer am Stöhnen, – die Norm! Im Arsch,



Kollege! –, unter der Kuppel eines lichtlosen Himmels zeternten und kreischten die Parteitagspapageien, schmucklos und kaum zu unterscheiden an ihrem ewig anthrazitfarbenen Gefieder, dazu ein zu jeder Jahreszeit stickiges Klima, die leninistische Luftfeuchtigkeit und die nie nachlassende Kleinbürgerschwüle, ein deutscher Landstrich, dessen Luftraum über weitläufigen Heilschlammdeponien und Weltfriedensrieselfeldern geschwängert war von Bonzenfürzen, den Ausdünstungen halbreifer Möchtegernsüdfrüchtchen, die nie über Bulgarien hinausgekommen sind.

Keine guten Aussichten für Weißblutfische.

Erste Auflage 2009

© 2009 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH  
Göhrener Str. 7, 10437 Berlin, [info@matthes-seitz-berlin.de](mailto:info@matthes-seitz-berlin.de)

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Falk Nordmann, Berlin  
Druck und Bindung: CPI Moravia Books, Czech Republic

ISBN 978-3-882211-647-9

*[www.matthes-seitz-berlin.de](http://www.matthes-seitz-berlin.de)*